

Draft

**Nida-Rümelins Argument des unvollständigen Wissens,
Fähigkeiten und metasprachliche Überzeugungen¹**

In: Haas-Spohn, Ulrike (Hg.): Intentionalität zwischen Subjektivität und Weltbezug. S. 303-320. Paderborn: Mentis, 2003.

Uwe Meyer

Universität Osnabrück

1. Nida-Rümelins Argument des unvollständigen Wissens

Ich möchte in meinem Kommentar zu Martine Nida-Rümelins Überlegungen von ihrem Marianna-Gedankenexperiment ausgehen, das Jacksons ursprünglicher Mary-Geschichte² in mancher Hinsicht deutlich überlegen ist. Insbesondere ist es Nida-Rümelin - anders als Jackson - gelungen, ein klares epistemologisches Problem herauszuarbeiten, von dem jeder, unabhängig von seinen philosophischen Vorlieben, einsieht, daß es irgendwie gelöst werden muß. Mit Nida-Rümelins eigenem Lösungsvorschlag bin ich freilich weniger einverstanden. Entsprechend wird es in meinem Beitrag im wesentlichen darum gehen, eine alternative Lösung vorzuschlagen, die keine neuartigen Unterscheidungen wie die zwischen phänomenalem und nichtphänomenalem Glauben voraussetzt, sondern nur auf zwei etablierte Konzepte zurückgreift: nämlich auf die der *Fähigkeit* und der *metasprachlichen Überzeugung*. Die Rolle, die gewisse Fähigkeiten hier spielen, haben natürlich schon Lewis und Nemirow betont³; anders als diese Autoren meinen, reicht der Rekurs auf Fähigkeiten *allein* aber nicht aus, um Nida-Rümelins Gedankenexpe-

¹ Bei diesem Beitrag handelt es sich um eine gekürzte deutsche Version meines Aufsatzes "The Knowledge Argument, Abilities, and Metalinguistic Beliefs", der in *Erkenntnis* erscheinen wird.

² Vgl. Jackson, Epiphenomenal Qualia und What Mary Didn't Know.

³ Vgl. Lewis, Wissen, wie es ist und What Experience Teaches und Nemirow, Review of Nagel's Mortal Questions und Physicalism and the Cognitive Role of Acquaintance.

riment gerecht zu werden - und zudem sind auch noch andere Fähigkeiten relevant als nur die, die Lewis und Nemirow im Sinn haben.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Grundzüge der Marianna-Geschichte. Marianna wächst wie Mary in einem schwarz-weißen Raum auf und sieht dort niemals Farben. Anders als im Mary-Gedankenexperiment braucht hier nicht vorausgesetzt zu werden, daß Marianna sich besondere neurophysiologische Kenntnisse über das menschliche Farbsehen aneignet. Sie kennt aber sehr wohl Berichte über die natürlichen Farben bestimmter Gegenstände: z. B. hat sie gehört, daß ein unbewölkter Himmel blau ist. Vor der endgültigen Befreiung aus ihrer schwarz-weißen Umgebung, bevor sie also Dinge in ihren natürlichen Farben sehen kann, zeigt man ihr nun eine Reihe einfarbiger Dias und bittet sie, zu sagen, welches von ihnen die Farbe des Himmels zeigt. Da sie gehört hat, daß die Farbe des Himmels besonders schön ist, und weil sie vom roten Dia besonders beeindruckt ist, wählt sie dieses aus.⁴

Wir haben nun, so Nida-Rümelin, gute Gründe für *zwei miteinander unvereinbare Glaubensattributionen*. Einerseits hat Marianna von anderen gehört, daß der Himmel blau ist, und auf entsprechende Fragen würde sie so etwas wie "Der Himmel ist blau" antworten. Das spricht für die Annahme

(1) Marianna glaubt während des Experiments, daß der Himmel blau ist.

Andererseits zeigt sie aber auf das rote Dia und erklärt, daß dies die Farbe des Himmels sei, woraus wir gewöhnlich auf

(2) Marianna glaubt während des Experiments, daß der Himmel rot ist schließen würden.⁵ Beides zugleich kann sie aber nicht glauben, jedenfalls nicht in der gleichen Hinsicht.⁶

⁴ Vgl. Nida-Rümelin, Was Mary nicht wissen konnte, 261. Nida-Rümelin legt noch zwei weitere Einzelheiten fest: Marianna soll sich selbst für normalsichtig halten und mit dieser Annahme auch Recht haben (261 f.). Diese zusätzlichen Bestimmungen sind hauptsächlich für das (vorgeliebte) Problem der sog. Pseudonormalität relevant, auf das ich hier nicht eingehen werde. Vgl. dazu auch Nida-Rümelin, Pseudonormal Vision - An Actual Case of Qualia Inversion? und Meyer, Do Pseudonormal Persons Have Inverted Qualia?

⁵ Nida-Rümelin geht in Was Mary nicht wissen konnte von etwas komplizierteren Glaubensattributionen aus. Diese Komplizierungen brauchen uns hier aber nicht zu interessieren. (1) und (2) entsprechen im wesentlichen den Zuschreibungen, wie Nida-Rümelin sie in ihrem früheren Buch Farben und phänomenales Wissen angegeben hat (vgl. z. B. S. 11 f.). Der Zusatz "wäh-

Wir haben hier ein klares epistemologisches Problem, das nicht auf weitreichenden philosophischen Voraussetzungen beruht, sondern einfach darauf, daß unsere gewöhnliche Praxis der Glaubensattribuierung in dieser speziellen Situation zu einem widersprüchlichen Ergebnis zu führen scheint und deshalb in irgendeiner Richtung modifiziert werden muß. Das ist zweifellos eine solidere Basis für ein *Argument* des unvollständigen Wissens als die Überlegungen, die sich bei Jackson und anderen finden.

Marianna kann nicht zugleich glauben, daß der Himmel blau ist und daß der Himmel rot ist - jedenfalls *nicht in der gleichen Hinsicht*, wie wir oben gesagt haben. Entsprechend lautet Nida-Rümelins Vorschlag zur Lösung dieses Problems dann auch, zwei verschiedene Hinsichten zu unterscheiden, in denen Marianna hier etwas glaubt. Genauer schlägt sie vor, im Hinblick auf Glaubenszuschreibungen, in denen Farben eine Rolle spielen, zwischen einer nichtphänomenalen und einer phänomenalen Lesart des Glaubensbegriffs zu unterscheiden. Man kann dann (1) und (2) zunächst so reformulieren:

- (3') Marianna glaubt während des Experiments nichtphänomenal, daß der Himmel blau ist;
- (4') Marianna glaubt während des Experiments phänomenal, daß der Himmel rot ist.

Soweit ich sehe, finden sich bei Nida-Rümelin keine expliziten Definitionen von phänomenalen und nichtphänomenalen Glaubensannahmen. Die Grundidee ist aber wohl, daß nichtphänomenaler Glaube über Farben nicht voraussetzt, daß man einen direkten visuellen Kontakt zu ihnen hat oder hatte. Es reicht aus, von Farben gehört zu haben und Farbbegriffe einigermaßen angemessen verwenden zu können, d. h. etwa in der Lage zu sein, vom Hörensagen her die Farben gewisser Gegenstände richtig zu benennen. Phänomenaler Glaube basiert dagegen irgendwie auf einem direkten visuellen Kontakt mit Farben, d. h. letztlich auf Farbempfindungen.

rend des Experiments" stammt von mir. Er macht hier keinen Unterschied, ist aber für spätere Zwecke sinnvoll.

⁶ Dabei wird angenommen, daß etwas Blaues aus analytischen Gründen nicht gleichzeitig rot sein kann (und umgekehrt). Ferner wird der rationale Glaubensbegriff vorausgesetzt, für den insbesondere die Prinzipien $G(\alpha) \wedge N(\alpha \rightarrow \neg\beta) \rightarrow G(\neg\beta) \rightarrow \neg G(\beta)$ und $G(\neg\beta) \rightarrow \neg G(\beta)$ gelten. Beide Voraussetzungen können wir hier als unproblematisch ansehen. Daß Marianna in gewisser Hinsicht (1), in anderer (2) zu glauben scheint, hat sicherlich nichts mit einem Mangel an Rationalität zu tun.

Da im Bereich eines Glaubensoperators grundsätzlich mehr als ein Farbname auftauchen kann und für jede der Stellen, an denen das der Fall ist, festgelegt werden muß, ob von nichtphänomenalem oder phänomenalem Glauben die Rede ist, erweist es sich technisch letztlich als praktischer, die nichtphänomenale und die phänomenale Lesart nicht am Glaubensoperator selbst, sondern durch Indizes an den Farbwörtern zu markieren. Wir erhalten dann

- (3) Marianna glaubt während des Experiments, daß der Himmel blau_{np} ist, und
- (4) Marianna glaubt während des Experiments, daß der Himmel rot_p ist.

Nichtsdestotrotz handelt es sich hier zunächst um zwei verschiedene Weisen, etwas über Farben zu glauben: Obwohl die Schreibweise es vielleicht suggeriert, legt Nida-Rümelin sich ausdrücklich nicht auf die Annahme fest, es gebe hier zwei Prädikate 'blau_p' und 'blau_{np}', die so auch außerhalb des Glaubenskontextes vorkommen könnten.⁷

Die These ist also, daß man hier zwischen phänomenalem und nicht-phänomenalem Glauben unterscheiden muß, ähnlich wie man auch einen Unterschied zwischen Überzeugungen de re und de dicto macht.

Einen auffälligen Unterschied zwischen den (mehr oder weniger) traditionellen doxastischen oder allgemeiner: epistemischen Begriffen und dem der phänomenalen Überzeugungen sollte man freilich festhalten. Für Überzeugungen de dicto, de re und auch de se gibt es jeweils natürliche Ausdrucksmöglichkeiten in der Alltagssprache. Die Korrespondenz ist sicherlich nicht ganz regelmäßig, aber tendenziell werden Überzeugungen de dicto durch die "glaubt, daß"-Wendung und solche de re durch die "glaubt von"-Wendung ausgedrückt; und Zuschreibungen von Überzeugungen de se geschehen mit Hilfe von Indexausdrücken. Entsprechendes gilt für die phänomenalen Überzeugungen nicht. Hier gibt es kein natürliches Ausdrucksmittel, und ein Sprecher des Deutschen hat außerhalb einschlägiger philosophischer Kontexte auch nicht den Eindruck, daß ein Satz wie "Marianna glaubt, daß der Himmel blau ist" ambig wäre und zwei Lesarten, nämlich die phänomenale und die nichtphänomenale, zulassen würde. Das räumt Nida-Rümelin selbst ein. Sie meint, das liege daran, "daß die Wahrheitsbedingungen für phänomenale Überzeugungen und jene für die jeweils zugehörige nichtphänomenale Überzeugung in allen gewöhnlichen Situationen des alltäglichen Le-

⁷ Vgl. Nida-Rümelin, Was Mary nicht wissen konnte, 264 (Fußnote 9).

bens stets simultan erfüllt sind".⁸ Wenn man der Ansicht ist, daß die Unterscheidung zwischen phänomenalen und nichtphänomenalen Überzeugungen unumgänglich ist, um den durch Mariannas Geschichte aufgeworfenen epistemologischen Problemen gerecht werden zu können, dann mag man sich auf diese Erklärung stützen. Grundsätzlich scheint mir jedoch immer ein gewisses Maß an Mißtrauen angebracht zu sein, wenn man gewichtige philosophische Unterscheidungen einführt, die keinerlei Fundierung in der gewöhnlichen Sprache besitzen. Das soll nun nicht heißen, daß die Alltagssprache das Maß aller Dinge ist. Es heißt nur, daß man in ihr nicht angelegte Unterscheidungen *nicht ohne Not* einführen sollte. Und tatsächlich glaube ich, daß man das von Nida-Rümelin herausgearbeitete epistemologische Problem auch ohne eine Unterscheidung zwischen phänomenalem und nichtphänomenalem Wissen lösen kann. Nida-Rümelin hat hier zwar in der Tat ein Problem aufgezeigt, das nicht *allein* im Rekurs auf Fähigkeiten im Sinne von Lewis und Nemirow lösbar ist. Man muß sich hier tatsächlich auf eine Analyse mit Hilfe epistemischer Begriffe einlassen. Ich bin jedoch der Ansicht, daß man dazu *neben* dem Bezug auf gewisse Fähigkeiten nur auf das wohlbekannte und in der Alltagssprache fundierte Konzept des *metasprachlichen Wissens* und auf die Methode der *metasprachlichen Reinterpretation von Glaubenskundgaben* zurückgreifen muß.

2. Eine metasprachliche Analyse

Wenn man Mariannas Geschichte zum ersten Mal hört, dann spürt man vermutlich sofort eine starke Versuchung, anzunehmen, daß Marianna die Bedeutung von Farbwörtern während der Zeit des Experiments (und diese Zeit ist ja die problematische) nicht klar sein kann. Wie könnte sie sonst erklären, der Himmel sei blau, und zugleich das rote Dia für das halten, das die Farbe des Himmels zeigt? Das ist doch offenkundig nur erklärbar, wenn sie Rot fäschlicherweise für die Farbe hält, die im Deutschen "Blau" genannt wird. Dann ist ihr die Bedeutung von "Blau" bzw. "blau" im Deutschen aber nicht klar.⁹ Wenn das nun so ist, dann kön-

⁸ Nida-Rümelin, Was Mary nicht wissen konnte, 265 f.

⁹ Daß hier und im folgenden manchmal von der Farbe Blau ("Blau" großgeschrieben) die Rede ist und manchmal von der Eigenschaft, blau zu sein (blau" kleingeschrieben), hat rein sprachliche Gründe und ist nicht von systematischer Bedeutung. Die Farbe Blau zu haben heißt einfach dasselbe wie blau zu sein.

nen wir aus ihren Äußerungen über Farben und farbige Gegenstände nicht ohne weiteres auf entsprechende Überzeugungen schließen. Marianna mag dann zwar so etwas wie "Der Himmel ist blau" *äußern*, aber da ihr die Bedeutung von "blau" eigentlich gar nicht richtig klar ist, folgt daraus nicht

(1) Marianna glaubt während des Experiments, daß der Himmel blau ist,

sondern bestenfalls

(5) Marianna glaubt während des Experiments, daß der Himmel eine Farbe hat, die (im Deutschen) "Blau" genannt wird.

Denn allgemein können wir aus einer Äußerung eines Satzes natürlich nur dann auf eine entsprechende Überzeugung schließen, wenn der Sprecher auch weiß, was er da sagt.

Wenn Marianna im Experiment zu dem Ergebnis kommt, daß ein bestimmtes Dia, nämlich das rote, die Farbe des Himmels zeigt, so können wir vielmehr annehmen, daß

(2) Marianna glaubt während des Experiments, daß der Himmel rot ist

gilt: immerhin hat sie ja einen direkten visuellen Kontakt zu etwas Rotem, und sie ist der Ansicht, daß es *diese Farbe* ist, die auch der Himmel hat. Freilich folgt daraus nicht, daß sie auch *sagen* müßte, daß der Himmel rot ist. Das folgt nämlich nur, wenn auch gilt, daß ihr die Bedeutung von "rot" klar ist. Daß sie die Bedeutung von "rot" kennt, würden wir aber nur dann sagen, wenn sie in der Lage wäre, die Farbe des roten Dias als diejenige zu identifizieren, die als "Rot" bezeichnet wird. Tatsächlich kann sie das aber nicht. Vielmehr glaubt sie offenkundig, die Farbe des Dias sei diejenige Farbe, die als "Blau" bezeichnet wird, denn sie ist ja der Ansicht, daß die Farbe des Dias dieselbe ist wie die Farbe des Himmels und daß die Farbe des Himmels die ist, die "Blau" heißt.

Zusammengenommen haben wir es also statt mit dem widersprüchlichen Paar

(1) Marianna glaubt während des Experiments, daß der Himmel blau ist, und

(2) Marianna glaubt während des Experiments, daß der Himmel rot ist,

das die Basis für Nida-Rümelins Argumentation bildete, lediglich mit den Attributionen

- (5) Marianna glaubt während des Experiments, daß der Himmel eine Farbe hat, die (im Deutschen) "Blau" genannt wird, und
- (2) Marianna glaubt während des Experiments, daß der Himmel rot ist

zu tun, die vollkommen verträglich miteinander sind. Nida-Rümelins epistemologisches Problem löst sich so auf.

Der große Vorteil dieser Analyse besteht m. E. darin, daß sie nur von einigen elementaren Prinzipien über die Zuschreibung von Überzeugungen und vom Konzept des metasprachlichen Wissens bzw. der Bedeutungskennntnis Gebrauch macht, die als solche zunächst einmal ganz unproblematisch sind: Daß es zumindest Fälle *gibt*, in denen jemandem die Bedeutung eines Ausdrucks nicht klar ist, und daß man in solchen Fällen nicht von einer Äußerung dieses Ausdrucks auf einen entsprechenden Glauben schließen kann, dürfte unumstritten sein. Man braucht hier nichts einzuführen, was nicht aus anderen Zusammenhängen schon wohlbekannt ist: Insbesondere muß man keine neue und in der Alltagssprache nicht fundierte Unterscheidung zwischen phänomenalem und nichtphänomenalem Wissen postulieren.

Nun sind freilich in der Literatur gewichtige Bedenken gegen einen allzu sorglosen Gebrauch metasprachlicher Analysen erhoben worden. Wir müssen unseren Ansatz unter dieser Perspektive noch einmal überprüfen, und wir müssen ihn auch noch ein wenig ausbauen.

Die einflußreichste Kritik am allzu unbefangenen Gebrauch der Methode der metasprachlichen Reinterpretation von Glaubensäußerungen ist sicherlich Tyler Burges Aufsatz *Individualism and the Mental*. Ich will seine bekannten Argumente, mit denen ich im Detail keineswegs immer ganz einverstanden bin, hier nicht ausführlich referieren.¹⁰ Seine Grundthese aber halte ich jedenfalls für richtig. Eine leicht irrierte oder irgendwie unvollständige Auffassung von der Bedeutung eines Begriffs muß nicht notwendigerweise dazu führen, daß man der betreffenden Person keine entsprechenden Überzeugungen zuschreiben kann:

¹⁰ Eine etwas gründlichere Auseinandersetzung findet sich z. B. in Meyer, Glaube und Notwendigkeit, 206 ff.

"[...] it is important to see what an array of conceptual errors is common among us. And it is important to note that such errors do not always or automatically prevent attribution of mental content provided by the very terms that are incompletely understood or misapplied."¹¹

Burge macht das an einer Reihe von Beispielen klar, etwa anhand der Überzeugung eines Patienten, er habe Arthritis im Oberschenkel, wo doch Arthritis als eine Entzündung von *Gelenken* definiert ist; oder anhand der Überzeugung vieler Menschen, ein Vertrag sei immer etwas schriftlich Fixiertes, was juristisch so nicht stimmt.¹² Würden wir in all den vielen Fällen irgendwie unvollkommener Bedeutungskennntnis zu metasprachlichen Reinterpretationen Zuflucht nehmen ("der Patient glaubt, er habe etwas im Oberschenkel, was 'Arthritis' genannt wird"), so würde unser alltägliches Geschäft der Zuschreibung von Überzeugungen ziemlich kompliziert werden oder gar ganz zusammenbrechen. Daß "Arthritis" und "Vertrag" auch im Munde von unvollständig orientierten Laien immer noch Arthritis und Vertrag bedeuten, liegt dabei daran, daß die Bedeutung eines Terms im Munde eines Sprechers nicht allein von der Auffassung abhängt, die dieser Sprecher davon hat, sondern auch von der Art und Weise, in der der Term in der Sprachgemeinschaft als ganzer und insbesondere von den jeweils zuständigen Spezialisten (Medizinern, Juristen) verwendet wird. Burge beruft sich hier ausdrücklich auf Putnams Begriff der sprachlichen Arbeitsteilung.¹³ Damit "Arthritis" im Munde irgendeines Patienten Arthritis bedeutet, braucht er nicht die medizinische Definition dieses Begriffs zu kennen; es reicht aus, daß er in einem halbwegs kohärenten und produktiven Kommunikationszusammenhang mit Spezialisten steht, denen sie bekannt ist.

Auf der anderen Seite räumt natürlich auch Burge ein, daß es Fälle gibt, in denen eine Reinterpretation sehr wohl angemessen ist:

"There are also examples of quite radical misunderstandings that sometimes generate reinterpretation. If a generally competent and reasonable speaker thinks that 'orangutan' applies to a fruit drink, we would be reluctant, and it would unquestionably be misleading, to take his words as revealing that he thinks he has been drinking orangutans for breakfast for the last few weeks."¹⁴

¹¹ Burge, *Individualism and the Mental*, 542.

¹² Vgl. Burge, *Individualism and the Mental*, 538 ff.

¹³ Vgl. Burge, *Individualism and the Mental*, 564 (Anm. 2). Bei Putnam findet sich dieser Begriff z. B. in *Die Bedeutung von 'Bedeutung'*, 37. Wie diese Arbeitsteilung im Einzelfall funktioniert, ist natürlich eine höchst komplizierte Frage, die ich hier nicht weiter verfolgen will. Für Begriffe für natürliche Arten finden sich dazu einige ausführlichere Überlegungen in Meyer, *Glaube und Notwendigkeit*, Kap. 16 (S. 306 ff.)

¹⁴ Burge, *Individualism and the Mental*, 547.

Wann man die Worte eines Sprechers ernst nehmen und aus ihnen ohne weiteres auf einen entsprechenden Glauben schließen soll und wann eine Reinterpretation seiner Äußerung angebracht ist, ist eine Frage, die von vielen Faktoren abhängt:

"A person's overall linguistic competence, his allegiance and responsibility to communal standards, the degree, source, and type of misunderstanding, the purposes of the report - all affect the issue. From a theoretical point of view, it would be a mistake to try to assimilate the cases in one direction or another. We do not want to credit a two-year-old who memorizes 'e=mc²' with belief in relativity theory. But the patient's attitudes involving the notion of arthritis should not be assimilated to the foreigner's uncomprehending pronunciations." ¹⁵

Wenn wir dies alles berücksichtigen, läßt sich die Analyse aus dem letzten Abschnitt dann aufrechterhalten? Ich denke schon. Wir sollten uns Mariannas Geschichte im ganzen aber noch etwas ausführlicher ansehen. Dabei müssen wir drei verschiedene Zeitabschnitte klar unterscheiden, nämlich Mariannas Zeit in ihrem schwarz-weißen Raum, die Zeit des Experiments, während dessen sie zwar Farben sieht, aber noch keine Gegenstände in ihren natürlichen Farben, und schließlich die Zeit nach dem Experiment, in der Marianna in ein ganz normales Leben entlassen wird.

Mein Vorschlag bezüglich der ersten Zeitspanne, d. h. der, die Marianna in ihrem schwarz-weißen Raum verbringt, lautet nun, ihre Äußerungen über Farben ernst zu nehmen und von diesen Äußerungen in aller Regel auf die entsprechenden Überzeugungen zu schließen. Äußert sie also einen Satz wie "Der Himmel ist blau", weil sie sich daran erinnert, daß ihre vertrauenswürdigen Kontaktpersonen dann und wann von einem schönen blauen Frühlingshimmel gesprochen haben, so sollte man ihr ohne weiteres die Überzeugung zuschreiben, daß der Himmel blau ist.

Das ist zunächst vielleicht etwas überraschend. Warum sollen wir ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, zu dem Marianna noch keinerlei visuellen Kontakt mit Farben hatte, annehmen, daß sie weiß, wovon sie redet, wenn sie etwas wie "Der Himmel ist blau" sagt? Müssen wir, wenn wir den Fall überhaupt vor dem Hintergrund von Bedeutungskennntnis, metasprachlicher Reinterpretation etc. betrachten wollen, nicht gerade hier davon ausgehen, daß Marianna sich über die Bedeutung von "blau" nur so unvollkommen im klaren ist, daß ein Schluß von der Äußerung auf einen entsprechenden Glauben nicht in Frage kommt?¹⁶

¹⁵ Burge, *Individualism and the Mental*, 548.

¹⁶ Dafür hat in der auf diesen Vortrag folgenden Diskussionsrunde und in späterer persönlicher Kommunikation insbesondere Andreas Kemmerling argumentiert. Seine Einwände verdienen

Ich denke nicht. Der springende Punkt ist, daß keinerlei kommunikative oder epistemologische Probleme bezüglich Farben auftreten, solange Marianna sich ausschließlich in ihrem schwarz-weißen Raum aufhält und niemals in die Verlegenheit kommen kann, Farben anhand ihres Anblicks benennen zu müssen. Burge hatte betont, daß die Frage, welches Maß an Bedeutungskennntnis als Basis für entsprechende Glaubensattribuierungen ausreicht, keine absolute Antwort erlaubt, sondern von allen möglichen situativen Gegebenheiten abhängt. In ihrer besonderen Situation verfügt Marianna nun zwar nicht über gewisse Kompetenzen im Hinblick auf Farben und Farbwörter, die wir von einem *gewöhnlichen* Sprecher erwarten würden, aber sie benötigt sie auch gar nicht. Warum sollen wir von jemandem fordern, daß er etwa Farben allein aufgrund ihres Anblicks korrekt benennen kann, wenn er sowieso niemals Farben sieht und seine Unfähigkeit deshalb gar nicht zu störenden und irritierenden Fehlern und Unstimmigkeiten führen kann, die einen an seiner Bedeutungskennntnis zweifeln lassen? Wir wissen zwar, daß Marianna Farben nur vom Hörensagen kennt, aber was soll's? In ihrer spezifischen Situation können wir sie trotzdem als kompetente Gesprächspartnerin ansehen, die einfach deshalb keine gravierenden Fehler macht, weil ihr gerade dazu in gewisser Hinsicht die Möglichkeiten fehlen. Farbwörter wie "rot" und "blau" haben in Mariannas Äußerungen ihre ganz gewöhnlichen Bedeutungen, weil diese Äußerungen Bestandteile eines vollkommen kohärenten kommunikativen Austauschs mit normalen Sprechern sind, die hier (im Sinne der Hypothese der sprachlichen Arbeitsteilung) gleichsam als Spezialisten im Hinblick auf Farberkennung fungieren. Ganz entsprechend können wir, wenn Marianna in ihrem Raum "Der Himmel ist blau" äußert, auf (6) schließen:

- (6) In ihrem schwarz-weißen Raum glaubt Marianna, daß der Himmel blau ist

Unmittelbar nach ihrer Freilassung, genauer zur Zeit des Experiments, liegen die Dinge freilich anders. Marianna findet sich nun in einer Umgebung wieder, in der es farbige Gegenstände für sie zu sehen gibt. In *dieser* Umgebung spielt insbesondere die Kompetenz, Farben anhand ihres Anblicks benennen zu können, eine ganz entscheidende Rolle. Wer sich in einer farbigen Umgebung befindet *und*

eine genauere Auseinandersetzung, als es hier möglich ist. Ich glaube jedoch immer noch, daß die hier vorgeschlagene Deutung die vorteilhafteste (wenn auch vielleicht nicht die einzige mögliche) ist.

Farben sehen kann, muß in der Lage sein, etwas Blaues als "blau" und etwas Rotes als "rot" zu bezeichnen, um als sprachlich kompetent im Hinblick auf Farbbegriffe zu gelten. Wenn Marianna dazu nicht in der Lage ist, dann können wir ihr keine einschlägige sprachliche Kompetenz zubilligen und damit von ihren Äußerungen über Farben auch nicht unmittelbar auf die entsprechenden Überzeugungen schließen. Aus ihrer Äußerung "Der Himmel ist blau" können wir jetzt lediglich ableiten, daß sie glaubt, der Himmel habe eine Farbe, die "Blau" genannt wird, d. h.:

- (5) Marianna glaubt während des Experiments, daß der Himmel eine Farbe hat, die (im Deutschen) "Blau" genannt wird.

Wir haben oben gesehen, daß das epistemologische Problem, das Nida-Rümelin herausgearbeitet hat, durch diese metasprachliche Reinterpretation gelöst wird. Und tatsächlich scheint dieses Verfahren mir hier auch legitim zu sein. Der vorliegende Fall hat keine große Ähnlichkeit mit Burges Arthritis-Beispiel, in dem eine metasprachliche Reinterpretation unangemessen erschien. Der Patient, den Burge sich vorstellt, kennt zwar die exakte medizinische Definition von "Arthritis" nicht, aber er weiß doch immerhin soviel über diese Krankheit, daß eine einigermaßen kohärente Verständigung darüber möglich ist. Um einen Terminus Putnams zu verwenden: Er verfügt zumindest über das einschlägige *stereotype* Wissen, das ihn zu einem (in den meisten Zusammenhängen) hinreichend kompetenten Gesprächspartner macht.¹⁷ Marianna hingegen fehlt die *stereotype Fähigkeit*, die absolut erforderlich ist, wenn man in der gegebenen Situation als kompetenter Gesprächspartner zählen will: sie kann Farben nicht allein aufgrund ihres Anblicks korrekt benennen. Würde man ihr trotzdem ein volles Bedeutungswissen zugestehen, so würde das zu allen möglichen Inkohärenzen führen - u. a. gerade zu dem Problem, auf das Nida-Rümelin hingewiesen hat.

Wenn Marianna schließlich in der Zeit nach dem Experiment gelernt hat, Farben richtig zu benennen, weil man es ihr beigebracht hat oder weil sie jetzt Objekte (z. B. den Himmel) in ihren natürlichen Farben sieht, ändern sich die Dinge ein letztes Mal. Sie kann dann den Ansprüchen, die man an einen normalsichtigen, kompetenten Sprecher in einer farbigen Umgebung bezüglich seines Farbvokabulars stellt, gerecht werden, und es besteht kein Grund mehr, aus ihren einschlägi-

¹⁷ Zum Begriff des Stereotyps vgl. Putnam, Die Bedeutung von 'Bedeutung', 64 ff.

gen Glaubensbekundungen nicht auch auf die entsprechenden Überzeugungen zu schließen. Wir können also unterstellen:

- (7) In der Zeit nach dem Experiment und nach einem angemessenen Lernprozeß glaubt Marianna, daß der Himmel blau ist.

Diese sich auf metasprachliche Reinterpretationen stützende Analyse des Marianna-Falles scheint den Einwänden zu entgehen, die man auf der Grundlage von Burges Überlegungen gegen sie vorbringen könnte. Tatsächlich glaube ich, daß mein Lösungsvorschlag in einer wichtigen Hinsicht sogar ganz auf der Linie liegt, die Burge, Putnam, Kripke und andere gezogen haben. Deren Grundanliegen ist ja letztlich, daß die Frage, welche Überzeugungen man einem bestimmten Individuum und welche Bedeutung man seinen Äußerungen zuschreiben soll, nicht nur von seinen "inneren Zuständen" abhängt, sondern auch von seiner Umgebung: Bedeutungen sind nicht im Kopf, wie Putnam sagt.¹⁸ Genau das setze ich natürlich voraus, wenn ich annehme, daß man Marianna während der Zeit in ihrem schwarz-weißen Raum einschläge Bedeutungskennntnisse zuschreiben kann, in der farbigen Umgebung des Experiments dagegen nicht. Wann man die Worte eines Sprechers ernstnehmen und aus ihnen ohne weiteres auf einen entsprechenden Glauben schließen soll und wann eine Reinterpretation seiner Äußerung angebracht ist, ist, wie Burge ganz richtig betont, von vielen Faktoren abhängig - unter anderem eben davon, wie kompetent er die einschlägigen Begriffe *in einer bestimmten Situation* gebrauchen kann.

Wenn wir nun von dieser Analyse ausgehen, müssen wir dann sagen, daß Marianna am Ende der Geschichte in irgendeiner relevanten Weise über *mehr einschlägiges Wissen* verfügt als am Anfang? Allem Anschein nach nicht. Natürlich hat sich für Marianna allerhand verändert. Sie sieht jetzt selbst Farben, was sie in ihrem schwarz-weißen Raum nicht konnte; und sie hat die Fähigkeit erworben, Farben anhand ihres Anblicks korrekt zu benennen. Aber sie scheint nicht mehr zu *wissen* als vorher. Zwar hat sich während der ganzen Zeit einiges getan, was ihre Kenntnis der Bedeutungen von Farbwörtern angeht. Hier müssen wir aber konstatieren, daß Marianna zu keiner Zeit *mehr* über diese Bedeutungen wußte als in ihrem schwarz-weißen Raum. Sie verfügte über das einschlägige Wissen, als sie sich in der gleichsam "anspruchlosen" Umgebung ihres schwarz-weißen Raumes befand; dann *verlor* sie es, als sie in die anspruchsvollere Umgebung des Experi-

¹⁸ Vgl. Putnam, Die Bedeutung von 'Bedeutung', 37.

ments wechselte, weil sie nun zwar Farben sah, sie aber nicht korrekt benennen konnte; bei ihrem Eintritt in die farbige Umgebung verfügt sie damit sogar über *weniger* Wissen als in ihrem schwarz-weißen Raum; und schließlich erwirbt sie dieses Wissen wieder, wenn sie die Fähigkeit erlangt, Farben anhand ihres Anblicks korrekt zu benennen. Mit Mariannas Bedeutungskennntnis verändert sich natürlich auch die Art und Weise, wie wir ihre einschlägigen Glaubensbekundungen interpretieren. Aber auch hier gilt, daß wir ihre Bekundungen über Farben nie ernster nehmen als während der Zeit in ihrem Raum. Daß der Himmel blau ist, weiß sie am Ende nicht besser als am Anfang, und wiederum gibt es sogar eine Zeit, nämlich die des Experiments, in der sie bezüglich dieser Überzeugung *schlechter* dasteht als in ihrem Raum.

Es ist völlig richtig, daß wir uns bei einer adäquaten Analyse von Mariannas Fall genuin epistemologischer Begriffe bedienen müssen. Insofern reicht der Rekurs auf Fähigkeiten *allein* nicht aus. Aber erstens hängen die Veränderungen in Mariannas Wissensumfang wesentlich von den Entwicklungen ihrer Fähigkeiten ab, so daß diese in gewisser Hinsicht grundlegend bleiben; und zweitens wird durch die Analyse eben nicht postuliert, daß Marianna zu irgendeinem Zeitpunkt nach dem Aufenthalt in ihrem schwarz-weißen Raum in irgendeinem relevanten, nichttrivialen Sinn *mehr weiß* als in diesem Raum. Dieser Lösungsvorschlag für das von Nida-Rümelin herausgearbeitete epistemologische Problem führt also nicht zu dem Ergebnis, daß es irgendein phänomenales, "nichtphysikalisches" Wissen über Farben gibt, das Marianna in ihrem schwarz-weißen Raum aus prinzipiellen Gründen verschlossen bleiben muß.

3. Wissen, was "Blau" bedeutet, und Wissen, wie Blau aussieht

Die Analyse, die ich im letzten Abschnitt vorgestellt habe, bezieht sich wesentlich auf die Fähigkeit, Farben aufgrund ihres Anblicks korrekt zu benennen. Was das epistemologische Problem angeht, das Mariannas Fall aufwirft, so ist der Erwerb dieser Fähigkeit der entscheidende Fortschritt, den Marianna im Verlauf der Geschichte macht: was sie in der Zeit nach der Befreiung aus ihrem schwarz-weißen Raum hinzugewinnt, ist eben dieses Können, nicht aber irgendein neues Wissen.

Dagegen könnte man nun einwenden, daß die Fähigkeit, irgendetwas aufgrund seines Anblicks korrekt zu benennen, in aller Regel *auf einem Wissen ba-*

siert. Nehmen wir z. B. die Fähigkeit, einen Tiger aufgrund seines Anblicks korrekt als "Tiger" zu benennen. Um das tun zu können, muß man offenbar allerhand über Tiger wissen, nämlich wie Tiger aussehen, vielleicht auch wie sie sich verhalten, wo sie vorkommen usw.; und natürlich daß die so beschriebenen Wesen (im Deutschen) als "Tiger" bezeichnet werden. Es ist ganz offenkundig, daß es sich hierbei um ein echtes Wissen handelt, das man etwa Lexika und Wörterbüchern entnehmen kann. Wer weiß, daß Tiger asiatische Großkatzen mit bis zu 1 m Widerristhöhe und 3 m Länge sind, deren Fell unterseits hell und oberseits in der Regel gelblich bis rostrot ist und schwarze Querstreifen hat, die im Dschungel, im Urwald und im Zoo leben etc., der weiß, was ein Tiger ist; weiß er dann noch, daß diese Tiere (im Deutschen) "Tiger" genannt werden, dann kann er Tiger aufgrund ihres Anblicks (im Deutschen) korrekt als "Tiger" benennen - vorausgesetzt natürlich, er verfügt über normale visuelle Fähigkeiten. Wissen, was ein Tiger ist, und wissen, daß diese Tiere im Deutschen als "Tiger" bezeichnet werden, ist dabei nicht einfach das gleiche: Viele Chinesen wissen, was ein Tiger ist, aber den wenigsten von ihnen dürfte klar sein, daß diese Tiere im Deutschen "Tiger" genannt werden. Durch einen Blick ins Wörterbuch wäre das freilich schnell zu klären.

Für die Fähigkeit, Tiger aufgrund ihres Anblicks (im Deutschen) korrekt als "Tiger" zu bezeichnen, sind unter normalen Umständen offenbar zwei Arten von Wissen gemeinsam hinreichend: Das Wissen, was Tiger sind, und das Wissen, daß die soundso charakterisierten Tiere im Deutschen als "Tiger" bezeichnet werden.

Kann man nun nicht, einen normalsichtigen Sprecher vorausgesetzt, sagen, daß für die Fähigkeit, Blau aufgrund seines Anblicks korrekt als "Blau" zu bezeichnen, ebenfalls zwei Arten von *Wissen* hinreichend sind, nämlich das *Wissen, wie Blau aussieht*, und das Wissen, daß die Farbe, die soundso aussieht, (im Deutschen) "Blau" genannt wird? Wenn das so ist, dann muß, so scheint es, Marianna aber in ihrem schwarz-weißen Raum *doch* ein Wissen gefehlt haben, das sie erst später erwerben konnte: Verfügte sie dort nämlich nicht über die Fähigkeit, Farben anhand ihres Anblicks korrekt zu benennen, und ist ein bestimmtes Wissen für diese Fähigkeit hinreichend, so hat sie dort auch nicht über dieses Wissen verfügt. Sie muß also ein Wissen hinzugewonnen haben. Meine Analyse, so könnte man argumentieren, mag ganz richtig sein, soweit sie eben reicht; sie übersieht aber, daß die entscheidende Fähigkeit auf einem Wissen basiert. Marianna hat eben

doch ein Wissen hinzugewonnen, das sie in ihrem schwarz-weißen Raum nicht haben konnte.¹⁹

Dieser Einwand ist jedoch nicht stichhaltig. Es stimmt zwar, daß es für die Fähigkeit, Blau allein anhand seines Anblicks korrekt als "Blau" bezeichnen zu können, unter normalen Umständen (Normalsichtigkeit etc.) hinreichend ist, zu wissen, wie Blau aussieht und wie diese Farbe im Deutschen bezeichnet wird. Natürlich folgt daraus auch, daß Marianna, wenn sie die fragliche Fähigkeit erst außerhalb ihres Raumes erwerben konnte, was wir ja unterstellen, in ihrem Raum auch nicht wissen konnte, wie Blau aussieht oder wie diese Farbe im Deutschen bezeichnet wird. Tatsächlich sollten wir die Situation so beschreiben, daß sie dort nicht wußte, wie Blau aussieht. Im Unterschied zum Wissen, was ein Tiger ist - oder auch wie ein Tiger aussieht - handelt es sich beim "Wissen", wie Blau aussieht, jedoch nicht um ein echtes Wissen. Das Wissen, wie ein Tiger aussieht, und das "Wissen", wie Blau aussieht, entsprechen sich zunächst darin, daß sie es gleichermaßen ermöglichen, sich den jeweiligen Gegenstand - Tiger bzw. Blau - vorzustellen, ihn als solchen zu erkennen etc. Der entscheidende Unterschied ist jedoch, daß das letztere "Wissen" nicht durch eine verbale Beschreibung erworben werden kann, sondern *ausschließlich* durch einen direkten visuellen Kontakt mit der Sache und durch Übung. Ich muß dazu farbige Dinge sehen und miteinander vergleichen, man muß mir Erläuterungen geben wie "*Diese* Farbe ist dieselbe wie *jene*" etc. Was man nur durch Übung im direkten Kontakt mit der Sache selbst erwerben kann, bezeichnet man aber üblicherweise als Fähigkeit, nicht als Wissen. Allgemein können wir sagen: Was man durch Beschreibung lernt, ist zunächst ein Wissen, das dann zu bestimmten Fähigkeiten führt. Was man jedoch *nur durch Übung* erlernen kann, ist eine *elementare* Fähigkeit, die nicht auf einem Wissen basiert. Entsprechend *begründet* das Wissen, wie Blau aussieht, anders als das Wissen, wie ein Tiger aussieht, keine Fähigkeiten, sondern es fällt einfach mit ihnen zusammen.²⁰

¹⁹ Der Einwand, daß ein Zuwachs an Fähigkeiten am besten durch einen Zuwachs an Wissen erklärt wird und daß man deshalb nicht annehmen kann, Marianna bzw. Mary erwürbe neue Fähigkeiten, ohne anzunehmen, daß sie auch ein neues Wissen erwirbt, wird häufig gegen die Fähigkeitsanalyse Lewis' und Nemirows vorgebracht. Vgl. z. B. Lycan, Eine eingeschränkte Verteidigung phänomenaler Information, 288; Nida-Rümelin, Was Mary nicht wissen konnte, 277; Brie Gertler, A Defense of the Knowledge Argument, 322 ff.

²⁰ Natürlich akzeptieren wir einen Satz wie "Orange liegt zwischen Rot und Gelb" im allgemeinen als Auskunft darüber, wie Orange aussieht. Die Tatsache, daß wir in manchen Zusammenhängen die Frage, wie Orange aussieht, mit diesem Satz beantworten können, sollte uns jedoch nicht zu der Annahme verleiten, bei dem Wissen, wie Orange aussieht, handle es sich doch um ein gewöhnliches Wissen, dessen Gegenstand die durch den fraglichen Satz ausgedrückte Pro-

Wir gestehen also zu, daß Marianna erst außerhalb ihres Raumes lernen konnte, wie Farben aussehen. Das ist jedoch ganz unproblematisch, weil das Wissen, wie eine Farbe aussieht, identisch mit den Fähigkeiten ist, sich diese Farbe vorzustellen, sie wiederzuerkennen etc. Und daß Marianna diese Fähigkeiten in ihrem schwarz-weißen Raum nicht besitzt, ist ganz klar: in Nida-Rümelins Formulierung des Gedankenexperiments wird das ja sogar explizit vorausgesetzt. Lernen, wie Farben aussehen, *d. h.* lernen, sich Farben vorzustellen, sie wiederzuerkennen etc. kann Marianna erst in einer farbigen Umgebung.

Die Fähigkeit, Farben korrekt zu benennen, erwirbt sie schließlich erst, wenn man ihr zusätzlich solche Informationen gibt wie "Die Farbe des ersten Dias ist Blau, die des zweiten Rot" usw. Hier ist sie also tatsächlich auf Informationen angewiesen. Das sind nun aber keine Informationen, über die sie aus prinzipiellen Gründen nicht schon in ihrem schwarz-weißen Raum hätte verfügen können. Immerhin wäre es ja möglich gewesen, ihr schon vor ihrer Befreiung mitzuteilen, daß während des späteren Experiments das erste Dia blau und das zweite rot sein würden. Dann hätte es nur noch des Wissens bedurft, wie diese Farben aussehen, *also* der Fähigkeit, sie sich vorzustellen und sie wiederzuerkennen, um die Fähigkeit zu erlangen, sie korrekt zu bezeichnen. Das wäre dann eine ganz ähnliche Situation wie die, in der Marianna nicht zuerst in eine künstliche, sondern gleich in eine natürliche Umgebung von Gegenständen entlassen worden wäre, deren Farben sie in ihrem Raum schon angeben konnte. In die Fähigkeit, Farben anhand ihres Anblicks korrekt zu bezeichnen, geht also in der Tat auch echtes Wissen ein; aber dieses Wissen ist keines, daß Marianna nicht auch schon in ihrem Raum hätte haben können.

Alles in allem führt so auch eine genauere Analyse der Fähigkeit, Farben korrekt bezeichnen zu können, die für meine Analyse des von Nida-Rümelin herausgearbeiteten epistemologischen Problems zentral war, keineswegs zu dem Er-

position ist. Unter normalen Umständen fordern wir einen Hörer, der noch nie Orange gesehen hat, mit dem fraglichen Satz gleichsam auf, sich die Farbe zwischen Rot und Gelb vorzustellen, und teilen ihm mit, daß diese Farbe "Orange" heißt. Erst wenn es ihm gelingt, sich Orange vorzustellen und orange Dinge mit einiger Zuverlässigkeit als solche zu identifizieren, wenn er also über die einschlägigen Fähigkeiten verfügt, würden wir sagen, daß er weiß, wie Orange aussieht. Die in dem Satz "Orange liegt zwischen Rot und Gelb" enthaltene Information ist nicht der Gegenstand des Wissens, wie Orange aussieht, sondern gleichsam nur ein möglicher Weg zu diesem Wissen hin, wobei dieser Weg bei dem Wissen, wie Rot und Gelb aussehen, beginnt - also bei den nur durch Übung zu erwerbenden Fähigkeiten, sich diese Farben vorzustellen, sie wiederzuerkennen etc. Entsprechend kann Marianna in ihrem Raum übrigens durchaus wissen, daß Orange zwischen Rot und Gelb liegt, ohne im hier relevanten Sinne zu wissen, wie Orange aussieht.

gebnis, daß es ein echtes Wissen gibt, das Marianna in ihrem schwarz-weißen Raum prinzipiell verschlossen bleiben mußte. Was ihr dort verschlossen blieb, waren im wesentlichen²¹ gewisse Fähigkeiten.

Das liegt natürlich ganz auf der Linie, die Lewis und Nemirow gezeichnet haben. Ich hatte ja eingangs schon gesagt, daß ich mit diesen Autoren in der Betonung der entscheidenden Rolle von Fähigkeiten übereinstimme. *Im Detail* gibt es freilich doch erhebliche Differenzen. Daß ich anders als Lewis und Nemirow der Ansicht bin, daß man auf epistemologische Konzepte nicht vollkommen verzichten kann, wenn man dem Argument des unvollständigen Wissens gerecht werden will, ist dabei der wichtigste, aber nicht der einzige Unterschied. Ein anderer betrifft die Frage, *welches* "Wissen" man genau mit welcher Fähigkeit identifizieren kann. In Lewis' Sinne müßte man sagen, *zu wissen, wie es ist, Blau zu sehen* heiße nichts anderes als die Fähigkeiten zu besitzen, sich an Blau zu erinnern, sich diese Farbe vorzustellen, sie wiederzuerkennen und sie korrekt benennen zu können.²² Wir sind hier zu einem anderen und deutlich komplexeren Ergebnis gekommen, das man so zusammenfassen kann:

1. Zu wissen, *wie Blau aussieht*, heißt, die Fähigkeiten zu besitzen, sich an Blau zu erinnern, sich Blau vorstellen und Blau wiedererkennen zu können; dieses "Wissen" ist deshalb eine Fähigkeit, weil es nur durch *Übung* erworben werden kann, nicht aber dadurch, daß man etwas über Blau mitgeteilt bekommt.
2. Zu wissen, *was "Blau" bedeutet*, heißt in verschiedenen Situationen Verschiedenes. In einer normalen, farbigen Umgebung heißt es für Sprecher, die Farben sehen können, in der Lage zu sein, Blau aufgrund seines Anblicks korrekt benennen zu können. Das setzt voraus, daß der Sprecher (im Sinne von 1.) weiß, wie Blau aussieht. In einer rein schwarz-weißen Umgebung wie Marianas Raum gilt diese Voraussetzung dagegen nicht. Hier kann man auch wissen, was "Blau" bedeutet, ohne zu wissen, wie Blau aussieht.²³

²¹ Trivialerweise blieb ihr neben diesen Fähigkeiten auch etwa das Erlebnis verwehrt, Farben zu sehen.

²² Vgl. Lewis, *What Experience Teaches*, 515. Lewis benutzt an dieser Stelle freilich nicht das Beispiel des Wissens, wie es ist, eine Farbe zu sehen, sondern das des Wissens, wie es ist, Vegemit zu schmecken.

²³ Diese exemplarischen Analysen lassen sich natürlich verallgemeinern. Sie treffen auf alle anderen Farben genauso zu wie auf Blau, und man kann sie auch auf andere sinnlich wahrnehmbare Eigenschaften sowie auf Empfindungen und Gefühle anwenden.

Bemerkenswert ist natürlich, daß das vieldiskutierte "Wissen, wie es ist" hier gar nicht vorkommt. Tatsächlich glaube ich, daß diese Wendung in ihrer eigentlichen, gewöhnlichen Bedeutung zwar von einiger Wichtigkeit, für das Mary- bzw. Marianna-Gedankenexperiment aber gar nicht weiter von Belang ist. Das kann ich hier freilich nicht mehr ausführen.

Hier wollen wir abschließend festhalten, daß das Argument des unvollständigen Wissens offenbar nicht funktioniert. Eine genaue Analyse von Mariannas Fall hat gezeigt, daß man ihre Situation angemessen beschreiben kann, ohne ein Wissen zu postulieren, das sie aus prinzipiellen Gründen niemals innerhalb, sondern nur außerhalb ihres schwarz-weißen Raumes erwerben kann. Diese Analyse läßt sich auch leicht auf den ursprünglichen Mary-Fall übertragen. Es ergeben sich so keine Anhaltspunkte für die Existenz nichtphysikalischer Fakten über Wahrnehmungen, von denen man nur durch direkten visuellen Kontakt mit Farben wissen könnte. Das war Jacksons ursprüngliche, antiphysikalistische These. Ferner müssen wir auch kein spezielles phänomenales Wissen einführen, wie Nida-Rümelin es vorschlägt.²⁴ Wir haben es nur mit einem ganz gewöhnlichen Wissen über farbige Objekte und über die Bedeutungen von Farbwörtern sowie mit einer Reihe von Fähigkeiten zu tun.

Literatur

Burge, T.: 1979, 'Individualism and the Mental', *Midwest Studies in Philosophy*, Vol. IV, Peter A. French, Theodore E. Uehling, Jr., and Howard K. Wettstein, eds., University of Minnesota Press, Minneapolis, 73-121. Zitiert nach Rosenthal, D. M. (ed.): 1991, *The Nature of Mind*, Oxford University Press, New York, Oxford, 536-567.

Churchland, P. M.: 1997, *Die Seelenmaschine. Eine philosophische Reise ins Gehirn*, Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg, Berlin, Oxford. Originaltitel: 1995, *The Engine of Reason, the Seat of the Soul*, Massachusetts Institute of Technology.

²⁴ Und schließlich ist es auch nicht nötig, ein spezielles Wissen zu postulieren, das sich einem introspektiven Zugang zu Fakten verdankt, die im Prinzip auch objektiv-wissenschaftlich zugänglich sind. Diese prominente Linie in der Auseinandersetzung um das Argument des unvollständigen Wissens konnte hier aus Platzgründen nicht behandelt werden. Vgl. dazu etwa Churchland, *Die Seelenmaschine*, Kap. 8 (229 ff.); Loar, *Phenomenal States*; Tye, *Ten Problems of Consciousness*, Kap. 6 (161 ff.); Lycan, *Eine eingeschränkte Verteidigung phänomenaler Information*.

- Gertler, B.: 1999, 'A Defense of the Knowledge Argument', *Philosophical Studies* 93, 317-336.
- Jackson, F.: 1982, 'Epiphenomenal Qualia', *Philosophical Quarterly* 32, 127-36.
Zitiert nach: Lycan, W. G. (ed.): 1990, *Mind and Cognition*, Basil Blackwell, Cambridge/Mass., 469-477.
- Jackson, F.: 1986, 'What Mary didn't know', *Journal of Philosophy* 83, 291-295.
- Lewis, D.: 1988, 'What Experience Teaches', *Proceedings of the Russellian Society*, University of Sydney. Zitiert nach: Lycan, W. G. (ed.): 1990, *Mind and Cognition*, Basil Blackwell, Cambridge/Mass., 499-519.
- Lewis, D.: 1989, 'Wissen, wie es ist. Postskriptum zu Verrückter Schmerz und Marsmenschenschmerz', in Lewis, D.: *Die Identität von Körper und Geist*, Vittorio Klostermann GmbH, Frankfurt/M., 53-56. Im Original in Lewis, D.: 1983, *Philosophical Papers*, vol. 1., Oxford University Press.
- Loar, B.: 1990, 'Phenomenal States', J. Tomberlin (ed.): *Philosophical Perspectives*, Vol 4. Ridgeview Publishing Co., Atascadero, 81-108. Zitiert nach: Block, N., Flanagan, O., Güzeldere, G. (eds.): 1997, *The Nature of Consciousness*. Philosophical Debates, The MIT Press, Cambridge/Mass., London/England, 597-616.
- Lycan, W. G.: 1995, 'Eine eingeschränkte Verteidigung phänomenaler Information', Metzinger, T. (Hrsg.), *Bewußtsein. Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie*, Schöningh, Paderborn, München, Wien, Zürich, 283-303.
- Meyer, U.: 1998, *Glaube und Notwendigkeit. Eine Untersuchung zur Sprachphilosophie, zur Erkenntnistheorie und zur Philosophie des Geistes*, Schöningh, Paderborn, München, Wien, Zürich.
- Meyer, U.: 2000, 'Do Pseudonormal Persons Have Inverted Qualia? Scientific Hypotheses and Philosophical Interpretations', *Facta Philosophica*.
- Nemirow, L. E.: 1980, 'Review of Nagel's Mortal Questions', *Philosophical Review* 89, 475-476.
- Nemirow, L. E.: 1990, 'Physicalism and the Cognitive Role of Acquaintance', Lycan, W. G. (Ed.): *Mind and Cognition*, Blackwell Publishers, Cambridge/Mass.
- Nida-Rümelin, M.: 1993, *Farben und phänomenales Wissen*, VWGÖ, Wien.
- Nida-Rümelin, M.: 1995, 'Was Mary nicht wissen konnte. Phänomenale Zustände als Gegenstand von Überzeugungen', Metzinger, T. (Hrsg.): *Bewußtsein. Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie*, Schöningh, Paderborn, München, Wien, Zürich, 283-303.

Nida-Rümelin, M.: 1996, 'Pseudonormal Vision - An Actual Case of Qualia Inversion?', *Philosophical Studies* 82, 145-157.

Putnam, H.: 1979, *Die Bedeutung von 'Bedeutung'*, Klostermann, Frankfurt/M. Originaltitel: 1975, *The Meaning of 'Meaning'*, Gunderson, K. (ed.): Language, Mind, and Knowledge, University of Minnesota Press, Minneapolis.

Tye, M.: 1995, *Ten Problems of Consciousness*, The MIT Press, Cambridge/Mass., London.